

PLASSEN
VERLAG

RIVER MONSTERS

Auf der Jagd
nach den größten
und stärksten Räubern
in den Flüssen und
Seen der Erde



JEREMY WADE

Jeremy Wade

RIVER MONSTERS

Auf der Jagd nach den größten und stärksten
Räubern in den Flüssen und Seen der Erde

PLASSEN
VERLAG

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
River Monsters
ISBN 978-0-85782-001-3

Copyright der Originalausgabe 2011:
Copyright © Jeremy Wade 2011.
This edition first published in Great Britain in 2011
by Orion Books, an imprint of the Orion Publishing Group Ltd.,
an Hachette Livre UK Company. All rights reserved.
Woodcut prints copyright © Clare Venables 2011

Copyright der deutschen Ausgabe 2015:
© Börsenmedien AG, Kulmbach

Übersetzung: Matthias Schulz
Gestaltung und Satz: Tanja Erhardt
Herstellung: Daniela Freitag
Lektorat: Claus Rosenkranz
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86470-249-5

Alle Rechte der Verbreitung, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
der fotomechanischen Wiedergabe und der Verwertung durch Datenbanken
oder ähnliche Einrichtungen vorbehalten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

BÖRSEN  MEDIEN
A K T I E N G E S E L L S C H A F T

Postfach 1449 • 95305 Kulmbach
Tel: +49 9221 9051-0 • Fax: +49 9221 9051-4444
E-Mail: buecher@boersenmedien.de
www.plassen.de
www.facebook.com/plassenverlag

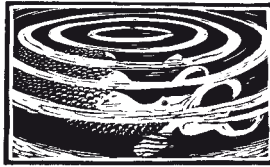
Für Matthew,
Dominic,
Joshua,
Tamsin,
Ivo und Luca

INHALT

1.	Nicht jede Fischergeschichte ist Anglerlatein	13
2.	Kalis Gehilfe	23
3.	Europäischer Menschenfresser	59
4.	Im Fluss der Jahre	79
5.	Tod durch tausend Schnitte	109
6.	Das Rätsel des verlassenen Kanus	121
7.	Der Verschlinger	147
8.	Der Eindringling	159
9.	Roulette rund um den Grabenbruch	169
10.	Der Ausgestoßene der Sümpfe	187
11.	Der Tod lauert überall	203

12. Der „Ich wünschte, ich wäre tot“-Fisch	219
13. Das Monster von Lake Iliamna	247
14. Störenfriede	279
15. Flusshaie zum Zweiten	293
16. Gruß vom Amazonas	311
17. Ein elektrisierendes Leben	323
18. Der Ruf der Säge	339
19. Captain Cooks Menschenfresser	359
20. Was gibt es noch da draußen?	381
 Anhang	 391

1. NICHT JEDE FISCHER- GESCHICHTE IST ANGLERLATEIN



Doch lasst mich meine Abhandlung zu den Flüssen
beiseitelegen und Euch etwas von den Monstern oder Fischen,
oder wie auch immer Ihr sie nennen wollt, erzählen,
die in ihnen brüten und fressen ...

Izaak Walton, *Der vollkommene Angler oder
Eines nachdenklichen Mannes Erholung*

Es kann schon ziemlich verstörend sein, etwas zu sehen, das es nicht gibt. Im Juli 1993 war ich auf einem leckeren Holzkanu auf dem Lago Grande unterwegs, einem schlammigen Amazonas-See. Was machte ich dort? Ich suchte nach Arapaima. *Arapaima gigas* ist ein Oberflächenatmer, was für Fische eher ungewöhnlich ist. Auch wenn der Arapaima über Kiemen verfügt, taucht er alle halbe Stunde auf, stößt die verbrauchte Luft aus und versorgt sich mit frischer. Dank dieser Besonderheit können diese riesigen Jäger auch in stehendem Wasser aktiv bleiben, während anderen Fischen buchstäblich die Luft wegbleibt. Zweifelsohne ist das auch einer der Gründe dafür, warum Arapaima so enorm groß werden. Wie groß genau,

lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, aber bei der Frage nach dem weltgrößten Süßwasserfisch fällt immer wieder sein Name. Vermeyntlich glaubwürdige Quellen sprechen von bis zu 4,50 Metern Länge. Man sollte doch meinen, dass ein derartiges Ungetüm leicht zu finden sein sollte, oder? Und da sie mit knallroten Flecken markiert sind, ist es auch mit der Tarnung nicht allzu weit her. Warum also hatte ich bislang noch nicht einen gesehen?

Waren sie alle schon harpuniert worden oder Fischern ins Netz gegangen? Das ist die Schattenseite, wenn man so groß und so leicht zu erkennen ist. Aber die örtlichen Fischer hatten mir versichert, es seien immer noch Arapaima im See – zumal am südlichen Ende der Hauptinsel der See über 20 Meter tief sei und sie dort mit ihren Umschließungsnetzen nicht bis zum Boden kämen.

Erst vor wenigen Tagen hatte José aufgeregt aufs Wasser gezeigt: „Da! So groß wie dieses Kanu!“ Aber die Kräuselungen in der Entfernung sahen für mich auch nicht anders aus als die anderen, die er mir zuvor gezeigt hatte und die dann doch aber nur von Schildkröten stammten, von Kaimanen auf Periskoptiefe oder von anderen Fischen. Jedenfalls behauptete José es. Wenn man mich fragte, sah er einfach nur Dinge, die es nicht gab. Der See sei *encantado*, verzaubert, hatten andere Fischer mir erzählt. Manchmal halte eine unsichtbare Macht Kanus in der Mitte des Sees fest, manchmal hätten die Fischer ganz merkwürdige Träume, wenn sie auf dem See zelteten ... Träume von Geisterschiffen aus einem Unterwasser-Königreich, mit einer Besatzung, die schweigend lockte. Und da wundert sich jemand, dass Fischer als Menschen mit überschäumender Fantasie und einem Hang zu Übertreibungen gelten und dass man sie für sehr unzuverlässige Zeugen hält. Vielleicht war der Arapaima ja gar kein echter Fisch, vielleicht war er ein Geisterwesen aus einer anderen Dimension, ein Geist, den man erst sieht, wenn man so lange aufs Wasser gestarrt hat, bis die Realität nur noch ein weit entfernter Traum ist.

Oder lag es an mir und ich musste genauer hinsehen? Daheim, an einem englischen Tümpel, konnte ich schon an der kleinsten Windung auf der Oberfläche erkennen, wo der Karpfen fraß und sich kopfüber in den Schlamm wühlte. Aber dieses Wasser sprach eine Sprache, die ich bislang nicht verstehen konnte. Wo José klare Signale empfing, sah ich nur bedeutungsloses Gekrakel.

Fremde Sprachen lassen sich aber erlernen. Im Verlauf der Zeit begann ich, die kleinen Unterschiede in den Kräuselungen zu verstehen. Meine Augen vergrößerten Einzelheiten und blendeten Störeffekte aus, schärften die Ränder und verlangsamten die Zeit, sodass ich nicht nur die Art erkennen konnte, sondern auch die Größe des Tiers und die Richtung, in die es unterwegs war. Gelegentlich konnte ich sogar ausmachen, ob der Verursacher der Kräuselungen wusste, dass er beobachtet wird. Doch damals, bei meinem ersten Mal am Amazonas, hatte ich das Gefühl, die Seebewohner würden sich einen Spaß mit mir erlauben. Deprimiert starrte ich aufs Wasser und dachte darüber nach, was für ein seltsames Ding doch die Wahrnehmung ist – man sieht etwas nur dann sehr genau, wenn man schon weiß, wonach man Ausschau hält.

Gedanken wie diese gingen mir durch den Kopf, als sich knapp 30 Meter entfernt von mir im Wasser etwas Gewaltiges in die Luft wuchtete. Von der Größe her konnte es durchaus ein sehr großer Arapaima sein, aber die Formen stimmten überhaupt nicht. Wenn mich meine Augen nicht getäuscht hatten, hatte ich in der Kürze der Zeit einen gebogenen, hellrosa gefärbten Rücken und lange, dreieckige Zacken gesehen. Es war wie ein gewaltiges Zahnrad, das kurz die Luft durchschnitt, bevor es wieder in den Tiefen des Sees verschwand.

Egal, was es war, es sah nicht aus wie irgendein lebendes Wesen. Zurück in der Hütte beschrieb ich das Gesehene abends José, schließlich kennt er den See wie niemand sonst. Er blickte mich über seinen zottigen Schnurrbart an und fragte mich dann, wo ich

denn die Flasche Cachaça versteckt hielt und warum ich ihm nichts abgab.

„Etwas Derartiges lebt hier nicht“, sagte er.

Auch alle anderen Fischer, mit denen ich sprach, äußerten sich ähnlich.

Und was nun? Was macht man nach einer derartigen Erfahrung? Redet man weiter darüber, obwohl einem niemand glaubt oder man sogar verspottet wird? Oder hält man es wie ein Besucher bei einer Zaubershow und räumt ein, dass es sich um eine Illusion gehandelt haben muss? Dass das Gehirn die von den Augen übermittelten Informationen schlichtweg falsch interpretiert hat? Um nicht den Verstand zu verlieren, ließ ich zu, dass die seltsame Vision in meiner Erinnerung verblasste.

Und wahrscheinlich wäre es dabei geblieben, wenn ich nicht das Jahr darauf wieder an den Amazonas gefahren wäre. Ich war noch immer auf der Suche nach dem Arapaima, aber am Rande des Sees warf ich meine Rute auch nach kleineren Arten aus, nach Augensbarschen, Tigerspatelwelsen und Silbergabelbärten. Der Erfolg war meistens eher durchwachsen. An einem Tag, als wieder einmal gar nichts beißen wollte, durchstießen in der Nähe des tiefen Lochs einige rosafarbene Amazonasdelfine die Wasseroberfläche. Die Botos (*Inia geoffrensis*) gehören zu den seltsamsten Bewohnern des Amazonas – buckliger Rücken, rundlicher Kopf, in dem ein Echolot-System steckt, dazu ein schmaler, mit zahlreichen Zähnen besetzter Schnabel. Ich beschloss, das Angeln für den Tag sein zu lassen und stattdessen Delfine zu fotografieren.

Genauer gesagt „es zu versuchen“, denn um sie mit meinem 135-mm-Teleobjektiv zu erwischen, musste ich schon genau zielen. Doch die Delfine tauchten komplett ohne Vorwarnung auf, mal hier, mal da und immer nur für den Bruchteil einer Sekunde ... und hatte ich mich endlich in Position gebracht, waren sie natürlich längst fort. Aber die Sonne schien und ich hatte hochempfindlichen

Film eingelegt, also konnte ich eine kurze Belichtungszeit und kleine Blendeneinstellung wählen. Das würde für gute Tiefenschärfe sorgen und ich musste mich nicht mit der Feinjustierung herumärgern. Ich saß da, die Kamera im Anschlag, und wartete auf das nächste laute Atemgeräusch, das mir signalisierte: „Delfin an der Oberfläche!“

Im Laufe der nächsten Stunden war ich mehrere Male kurz davor, mir den Hals zu verrenken, während ich herumwirbelte und abdrückte. Und ein paar Mal wäre ich um ein Haar über Bord gegangen, denn das Boot war ohnehin wackelig genug, wenn ich still hielt. Ein, zwei Mal hatte ich das Gefühl, einen Delfin erwischt zu haben, aber das würde ich erst wissen, nachdem die Dias entwickelt worden waren. Wie sich in Großbritannien einige Wochen später herausstellte, waren die meisten Bilder so, wie ich es erwartet hatte – ein Stück Himmel, ein schiefer Horizont, hier mal ein Spritzer auf dem Wasser oder Ringe, die sich ausbreiten. Aber wenigstens ein paar zeigten den buckligen Rücken eines Delfins.

Und dann hielt ich ein Dia ins Licht und da war sie – die Form, die so kurz und verschwommen auf meiner Netzhaut aufgetaucht war, hier jetzt klar und deutlich. Doch was in aller Welt hatte ich da auf Film gebannt? Das Foto wurde im Magazin *BBC Wildlife* veröffentlicht und löste Spekulationen aus, es könnte sich um eine bislang unbekannte Tierart handeln. Im darauffolgenden Jahr kehrte ich an den See zurück, im Gepäck eine Videokamera, die mir die Naturkunde-Abteilung der *BBC* geliehen hatte. Nach sechswöchiger Observationsarbeit hatte ich schließlich drei körnige Bilder, aber sie ließen keinen Zweifel.

Ich machte mich daran, das Rätsel dieses Wesens zu lüften, und sehr viel später, nach Gesprächen mit zahllosen Menschen, hatte ich die schockierende Geschichte endlich rekonstruiert. Es ist eine Geschichte, von der ich eigentlich lieber nichts gewusst hätte, aber auch so hat sie einen glücklichen Ausgang, sowohl für die Kreatur

als auch für mich. Das Tier lebt sein Leben voller Überschwang, ja, es protzt fast damit, wie ungewöhnlich es ist, und ich muss mir keine Sorgen um meinen geistigen Zustand machen – meine Geschichte war kein Anglerlatein, sie war real.

Diese Erkenntnis verhalf mir seltsamerweise zu einer umfassenderen Bestätigung. Einige meiner Freunde fanden meine Art, mit kleinstem Budget durch die Welt zu reisen, ungewöhnlich und interessant, aber die meisten Leute dachten, ich sei vom rechten Weg abgekommen. Ich hatte im Südosten Englands die Schule besucht und ein Vollstipendium für eine exklusive Privatschule zugesprochen bekommen. Dort erzielte ich mit 16 das beste Prüfungsergebnis in der Geschichte dieser Lehreinrichtung. Aber dann geriet der aufgehende Stern erst ins Trudeln, dann ging er in den Sturzflug über. Die Uni verließ ich mit einem Abschluss in Zoologie, was vage mit meinem Interesse an Fischen zu tun hatte. Was ich damit anfangen wollte? Keine Ahnung. Und so stand ich da nun – Ende 30, eine lange Reihe abgebrochener Jobs hinter mir, einzige Einnahmequelle der gelegentliche Verkauf von Artikeln an Magazine. Damit kam ich nicht einmal auf den Mindestlohn.

Teil des Problems war mein Vater. Er hatte als Landwirt angefangen, dann gab er das Familiengeschäft auf, um Priester zu werden, woraufhin ihn seine Familie enterbte. Wie nicht anders zu erwarten, lehnte ich als Teenager die organisierte Religion völlig ab, dennoch schien ich andere, profundere Dinge von ihm übernommen zu haben, die ich nicht einfach so ablegen konnte. Dazu gehörte Gleichgültigkeit gegenüber weltlichem Erfolg, Ruhm und Wohlstand. Vielleicht redete ich mir das aber auch nur ein, denn mit meinem katastrophalen Lebenslauf würde ich sowieso nichts davon anhäufen können.

Aber auch das stimmte nicht so ganz. Zu ganz besonderen Anlässen trug Dad eine goldene Uhr an einer Kette. Sie hatte vor ihm seinem Vater gehört, einem der letzten Landwirte Englands, die ihre Felder

noch mit Kaltblütern bestellten, und wie mein Vater mir einschärfte, würde die Uhr eines Tages mir gehören – eines fernen Tages, in dieser unvorstellbaren Zukunft, wenn er nicht mehr da sein würde. Während ich meine Zeit vertrödelte, gelang es ihm, seine Enttäuschung zu verbergen – selbst dann noch, als mein jüngster Bruder Martin beschloss, in meine Fußstapfen zu treten. Er brach sein Studium ab und zog als reisender Englischlehrer durch Spanien, Frankreich und Italien. Gelegentlich traf bei uns auch schon mal Post von einem Mädchen aus Brasilien ein und ich erinnere mich noch gut an die Blicke, als ich das nächste Mal über eine meiner „Forschungsreisen“ sprach.

Ach, hätte ich doch meinen Vater nur auf magische Weise an einen See am Amazonas transportieren können. Ich war mir sicher, dann würde er alles verstehen. Myriaden blutsaugender Insekten hin, Schlamm wie in einem Schützengraben im Ersten Weltkrieg her – hier war der Ort, an dem ich mich wirklich lebendig fühlte. Zugegeben: Der Garten Eden war es nicht gerade, aber für mich war es das Tor zu einem Geisteszustand, den er erkennen und verstehen würde, denn trotz unserer Unterschiede hatten wir etwas Grundlegendes gemein: Diese Welt ist mehr als das, was sich auf den ersten Blick erschließt.

Dass ich das Monster vom Lago Grande entdeckt hatte und dass später seine Existenz bewiesen wurde, ist der Grund dafür, warum ich mehr Zeit als die meisten anderen Menschen für unglaubliche Geschichten habe. Wenn mir heute jemand erzählt, dass er im Wasser ein gewaltiges Tier gesehen habe, tue ich das nicht gleich ab, nur weil es kein Foto gibt. Die örtlichen Fischer haben normalerweise keine Kamera dabei. Aber ich glaube auch nicht jede Geschichte unbesehen. Derartige Erzählungen müssen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit überprüft werden. Und auch wenn ein Garn gerne so lange gesponnen wird, bis alles komplett übertrieben und mutiert ist, steckt hinter manch einer Geschichte eines Fischers eine schockierende Wahrheit.